— Der Hausfreund —

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 15 | Lemberg, am 12. Ostermond | 1931



12)

Und wieder verging eine Nacht. Eine Nacht, in der Evelynes Entschluß reif wurde — eine Nacht, in der ihr Stolz klaglos unterging —

So geschah es, daß Leo zu seiner grenzenlosen Ueberraschung die tolle Miß vor sich sah, als er sich in der Frühe des Morgens zum Kampfplatz — einer einsamen Stelle im Park — begeben wollte.

„Sie hier?“ Ein heißer Blick begleitete seinen verwunderten Ausruf.

Sie nickte hochatmend.

„Sie wollen sich duellieren, Baron?“

„Ah, Paulsen hat nicht dicht gehalten!“

„Das Duell wird nicht stattfinden!“ hauchte sie. „Ich will es nicht! Was fällt Ihnen überhaupt ein, sich meinetwegen zu schlagen? Treten Sie zurück, ich befehle es Ihnen, hören Sie?“

Da huschte es schon wieder über sein Gesicht — sein feines, überlegenes Lächeln.

Ihr versagte die Stimme

Dafür sprach er leise: „Das Duell findet statt. Selbst ein Bummelbaron weiß, wie er die Ehre einer Dame zu verteidigen hat Oder fürchten Sie, ich könnte etwa durch einen unglücklichen Ausgang des Duells den nachdrücklichen Hieben Ihrer Reitpeitsche entgehen?“

Da stand sie und sah ihn zitternd an Nicht mehr als die gebieterische Amazone, sondern als ein schwaches, ein furchtsames Weib Ein Weib, das um ein Menschenleben bebte Um **sein** Leben!

Wie glühende Lava ergoß es sich in Leos Brust. Herrgott, jetzt handeln!

Aber er beherrschte sich und zog ein verschlossenes Schreiben aus der Tasche.

„Mein Geständnis von vorgestern abend haben Sie zerrissen, Miß Keßler. Hier habe ich es noch einmal aufgeschrieben —“

Sekunden später hielt sie das Schriftstück in den zuckenden Händen, fetzte den Umschlag ab und jagte die fiebrigen Augen über das eng beschriebene Papier — **dem** Papier, auf dem er ihr seine leidenschaftliche Liebe gestand, offen und rückhaltlos — wie ein glühend heißer Samum gingen seine innigen Worte über sie hinweg, alle Bedenken mit sich reißend —

Wie ein Taumel kam es über sie. Sie hob die Augen — und glaubte nicht recht zu sehen, als sie den Platz, auf dem er gestanden, leer fand.

Er war gegangen — zum Duell gegangen!

Sie hetzte aus dem Hause und lief über den kurzgeschorenen Rasen dem rückwärtigen Teil des Parkes zu.

Weit kam sie nicht.

Grell und peitschenknallartig klangen zwei rasch aufeinanderfolgende Schüsse an ihr Ohr.

„Leo!“ schrie sie auf. Und dann noch einmal „Leo!“

Dann sank sie zu Boden. Eine wohltätige Ohnmacht umfing ihre Sinne.

Wie lange sie bewußtlos gewesen — sie wußte es nicht. Nur eines sah sie, als sie wieder zu sich kam: Leos gebräuntes Antlitz, das sich sorgend über sie neigte.

„Evelyne!“ flüsterte er. „Gottlob, daß Sie wieder zu sich kommen! Es ist ja nichts geschehen. Beide Kugeln gingen in die Luft Und dort — sehen Sie ihn — dort steht Ninamann! Wir haben uns schon wieder versöhnt! Jetzt brennt der Bursche darauf, auf Gut Holdenbach zu kommen, wo eine gewisse Liesel auf ihn wartet! Aber — aber so weinen Sie doch nicht, Miß Keßler — bitte, bitte —“

Er beugte sich tiefer zu ihr herab.

„Evelyne!“ flüsterte er heiß. „Haben Sie alles gelesen? Können Sie mir verzeihen?“

Da stahl sich ein Lächeln auf ihre Züge.

„Evelyne!“ jauchzte er, „Meine einzig geliebte, süße Evelyne!“

Da schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und flüsterte selig lächelnd seinen Namen, und ihre Lippen fanden sich zum ersten Kusse —

*

An dem Tage, an dem aber drüben auf Schloß Brendnitz Johann glückstrahlend mit Susi vor den Altar der kleinen Kapelle trat, fand auch auf Gut Holdenbach eine Doppelhochzeit statt. Neben den überglücklichen Brautpaaren gab es jedoch **noch** eine Persönlichkeit, die im siebenten Himmel schwebte: Das war Doktor Paulsen, der Frau Werkmeister nicht nur von allem Anfang an reizend gefunden, sondern der sie heute auch zur Feier des Tages als Tischdame erhalten hatte und schon im Geiste jubilierend ein Inserat aufsetzte, das unbedingt — so es Gott Amor befürwortete — in nicht allzu ferner Zeit im Stadtblatt erscheinen und den Wortlaut führen sollte:

Anastasia Werkmeister, geb. Keßler
Dr. Paulsen, Tierarzt
Verlobte.

— Ende. —

Die Erinnerung

Von Kurt Heynicke.

Drei alte Herren, welche den Rest eines größeren Freundeskreises bildeten, der einige Jahrzehnte hindurch das gesellschaftliche Leben der großen und schönen Stadt S. durch manches heitere Abenteuer bereichert und bunt gemacht hatte, beschlossen, nachdem sie die Sechzig überschritten hatten, alljährlich zu Dritt, so lange der Tod sie noch nicht trennte, ein Fest zu feiern.

Dieses Fest war kein lautes, keines mit Gastmahl und Bewirtung mit Musik und gar Tanz (denn heutzutage tanzen die alten Herren so rüstig wie die jungen), nein: es sollte ein stilles Fest sein, ein leise zwischen Heiterkeit und Wehmut schwankendes; es stand nicht unter dem immer noch hell leuchtenden Stern der Gegenwart, sondern die Seele dieser Feier wurde aus den Schatten der Vergangenheit beschworen.

Die drei alten Herren feierten nicht sich, sondern eine Erinnerung an ihre Jugend, und auch nicht eine Erinnerung schlechthin, sondern eine Gestalt, eine Person, einen Menschen, welche sich mit einem starken, tiefen und nachhaltigen Erlebnis in den Gedanken des einen oder anderen der drei Greise eingegraben hatten, unauslöschlich auch noch in so späten Jahren.

So gedachte man eines Lehrers, der einst verehrt worden war und der nun, nahe an die Neunzig, über den Gruß längst vergessener Schüler sich wunderte und den Sinn einer Gabe, eines Geschenkes mit seinem schon altersschwachen Verstand nicht begriff; man brachte sich einer Frau in Erinnerung, welche, nun längst Mutter und Großmutter, beim Anblick einer Blumenspende an eine inzwischen von vielen härteren Wirklichkeiten zugedeckte traumhafte Stunde aus sehr jungen Tagen erinnert wurde.

Die Spenden der drei Freunde geschahen auf zarte und unaufdringliche Art und ebenso zart und leise und still wurde der Tag dem Gedächtnis der eigenen Jugend gewidmet. Es war wie das Bekränzen eines Bildes, wie ein Blumenopfer vor einer geliebten Statue. In diesem Jahre reihten sich in den Spielplan

des Theaters der Stadt eine Anzahl Werke, durch welche die drei Freunde an eine Schauspielerin erinnert wurden, die einst in diesen klassischen Dichtungen ihr Herz zu Begeisterung und edlem Aufschwung emporgerissen hatte.

Jene Jahre waren dahin, die Begeisterung der Jugend war einer Abneigung gegen den heutigen Schauspielstil gewichen, und wie die Freunde jetzt dem Theater fremd gegenüberstanden, so hatte auch Marianne Dorina den Staub der zauberischen Bretter, welche allabendlich den Boden eines Märchenreiches bilden, von Fuß und Gewand geschüttelt und sich in einen thüringischen Kurort zurückgezogen, um den Abend ihres Lebens ruhig und in Abgeschiedenheit hinzubringen.

Die drei Freunde tauschten ihre Erinnerungen aus; das Bild der vergötterten Schauspielerin trat stark vor ihre Seele. Da beschlossen sie, in diesem Jahre der Dorina auf schöne und ritterliche Weise zu gedenken. Sie beratschlagten lange, dann aber dachten sie, daß es am besten sei, in den Kurort zu fahren, die alte Schauspielerin aufzusuchen und ihr durch einen Besuch dafür zu danken, daß sie in der Erinnerung von drei alten Herren in so wunderbarer Lebendigkeit Auferstehung feiere.

Sie wußten freilich nicht, wie die Frau ihre Huldigung aufnehmen würde. Aber vielleicht empfing die Dorina die Gnade ihres Greisentums wie sie selbst: sie zählten ihre Jahre mit ruhiger Ergebung in Gottes Fügung und ohne Schmerzen auf einen Abruf nach dem stillen Lande des Jenseits wartend; diese geruhsame Heiterkeit ließ sie alljährlich ein solches Fest der Erinnerung mit Anstand und Frohsinn feiern.

Die drei Männer nahmen in einem Hotel des Kurortes Wohnung und erkundigten sich nach der Schauspielerin.

Der Wirt wußte nur, daß die Bewohner des Landhauses Dorina recht zurückgezogen lebten, wie eingekuschelt zwischen Bäumen, Hecken und Strauchwerk. Nun: die drei alten Herren sagten, daß sie nichts überstürzen würden, schließlich waren sie ja auch zu ihrer Erholung auf einige Tage hierhergefahren, also sandten sie ihre Karten in das Landhaus und ließen in einigen Zeilen den Zweck ihres Besuches durchblicken. Der Bote kam mit der Nachricht zurück, daß Frau Dorina, die sich nicht ganz wohl fühle, eine Nachricht schicken werde.

Der Tag sank und der Abend war mild und duftig, das Tal roch nach Tannen so stark, daß man meinte, jeder Ziegelstein, jede Tür im Haus habe diesen Waldgeruch.

Die drei Freunde machten um diese Stunde einen Spaziergang durch den Ort. Der Himmel war klar und der Mond wanderte mit voller Scheibe über den sternbesäten Himmel.

Nicht aus Zufall, sondern mit dem erkennbaren Wunsche, einen Blick in das Haus oder den Garten der Dorina zu tun, lenkten die Männer ihre Schritte dorthin.

Es war schon spät. Nach zehn Uhr. Das Haus lag mit seiner Vorderfront dunkel. Eine hohe Hecke versperrte jede Einsicht in den Garten. Aber als die Freunde nach Einbiegen in einen Seitenpfad sich der Rückfront des Hauses näherten, glaubten sie Licht in der Villa zu bemerken.

Zwischen Straße und Haus dehnte sich lang gestreckt der Garten, den eine hohe Mauer umgab, es war auch hier nicht möglich, Einschau zu halten. In diesem Augenblick bemerkte einer der Freunde in dieser Mauer eine Tür, die unter hängendem Efeu verborgen war und mehr aus Mutwillen, als mit der Absicht einzudringen und keineswegs in dem Glauben, daß sie sich öffnen würde, drückte er auf die Klinke. Sie gab nach.

Da der Schlüssel von innen steckte, so lag sicher ein Versehen des Gärtners vor, denn es war gegen alle bisher gemachte Erfahrung und stand im Widerspruch zu den Schilderungen des Wirtes, daß in diese so behütete Burg auf allzu leichte Weise Eingang zu gewinnen war. Sie standen einen Augenblick verdutzt, aber an diesem dem Andenken an ihre Jugend geweihten Tage erhielten auch Uebermut und Schelmerei Macht über sie: leise ließen sie die Tür in den Angeln gehen und traten ein.

Für die Eindringlinge über die Maßen günstig, standen zwischen Haus und Mauer in dem langen Garten Gebüsche und Baumgruppen so dicht, daß die drei Freunde im Schutze von Busch, Blatt und Dunkelheit sich unbemerkt dem Hause nähern konnten.

Sie entdeckten, daß die Lichtflut nicht aus Fenstern kam, sondern in breiter Form über eine Art Terrasse schoß, welche unmittelbar mit dem Hause verbunden war.

Zwar meinten die Freunde, daß es gewagt sei, weiter in dem fremden Garten zu verweilen, aber Neugier hielt noch an ihrem Platze fest, ein unbestimmbares Gefühl ließ sie auf eine Erklärung warten, weshalb diese ungewöhnliche künstliche Helligkeit über diesen Teil des düsteren und dunklen Hauses ausgeschüttet war.

Da trat eine Frau auf die Terrasse. Die Lauschenden sahen es, ihr Atem stockte. Die Frau war kostümiert, sie trug ein elisabetheanisches Kostüm. Mit einigen Schritten durchmaß sie die Terrasse, ihre Bewegungen waren groß und dabei von einem seltsamen, ungewöhnlichen Pathos.

Jetzt konnten die Männer auch in dem bühnenscheinwerferhaft flutenden Licht das geschminkte Antlitz erkennen, jetzt sahen sie nicht nur Gebärden, sie hörten auch eine Stimme:

„Laß mich mit der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt!"

Die drei Freunde erschauerten. Sie erkannten die Dorina. Die Stimme war brüchig, von einer gekünstelten, krampfhaften Schrillheit, als wolle die Besitzerin der Stimme vergeblich einen großen Raum meistern und als wichen die Begrenzungen dieses Raumes höhnisch vor ihren Bemühungen zurück.

Nun wendete sich die alte Schauspielerin gegen eine gedachte, unsichtbare Mitspielerin und redete die Worte der Maria Stuart, als die sie einst Herzen und Sinne bezwungen und erhoben hatte, redete tönern, leer, ohne Klang:

„Bin ich dem finstern Gefängnis entstiegen,
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft!"

Die drei Männer, welche in jedem Jahre eine Erinnerung an ihre Jugend leicht und mit einer heiteren Weisheit, mit einem nassen und mit einem trockenen Auge, wie man sagt, feierten, erkannten, daß dort auf der bühnenrecht erleuchteten Terrasse ein Mensch Jugend feierte, Erinnerung ausgrub, wie sie, nur nicht auf so leichte, gleitende, freundliche Art. Die Dorina, welche die Falten ihres Gesichtes nur mühsam verschminken aber auf keinen Fall den warmen jungen Laut ihrer einstigen Stimme zurückzaubern konnte, sprach vor dem Publikum, das nicht aus Menschen, sondern aus Gras, Baum, Blume, Himmel bestand, Monologe, welche einmal die Menschen hingerissen hatten.

Zu alt, mit versagender Stimme, noch auf der Bühne zu stehen, hinweggefegt von einer neuen Zeit, rettete sich die Alte in diesen Trug, in diese Täuschung. Sie spielte Totes, sie nahm die Abgeschiedenen aus ihren Gräbern. Sie betrog das Alter mit dem Spiel, welches sie ihrer Erinnerung entriß.

Die drei Freunde waren sehr still. Der Baum über ihnen rauschte mit seinen Blättern in leisem Abendwind, und die Dorina hatte auf der Terrasse ihren Monolog zu Ende gesprochen. Aber noch bewegte sie sich in dem alten Kostüm, es sah aus, als flattere ein Nachtfalter gegen ein unbarmherziges Licht.

Die drei alten Herren empfanden Schmerz. Denn nun war ihre Erinnerung an die große Dorina gestorben; sie hatten erkannt, daß der Geist die Erinnerung nicht immer auf geruhige Weise und mit weisem Lächeln heraufrufen kann, sondern daß Gewesenes auch gespenstisch sein kann, wie Tod, wie etwas, das durch Beschwörung dem Jenseits entrissen wird und grausig und zum Erschrecken ist. Die Freunde waren fast froh, als sie am nächsten Tage die Nachricht erhielten, Frau Dorina lasse für die Ehre danken, aber sie sei nicht wohlauf und man möge einer Greisin verzeihen, wenn sie die Herren nicht empfange.

Von den Blumen, welche sie mit einigen Worten der Verehrung schickten, konnten ihr noch einige auf das Grab gelegt werden. Als die Freunde wieder in S. anlangten, erfuhren sie vom Tode der Dorina, die im hohen Alter plötzlich verschieden ist. Der Monolog auf der Terrasse war ihr letztes Auftreten gewesen.

Im Redaktionssekretariat

Jede große Zeitungsredaktion hat täglich außer ihrem großen Posteinlauf auch eine Menge Besucher und Anfrager, die mit allen möglichen und unmöglichen Anliegen zu ihr kommen und nicht immer erledigt werden können. Hiervon einige Beispiele:

Ein aufgeregter Mann kommt hereingestürmt, der hat einen Prozeß verloren. Natürlich sind in seinen Augen alle Richter und Rechtsanwälte Lumpen und Schufte. „Die Zeugen werde ich meineidig machen!" schreit er. Dabei fuchtelt er mit seinem Stock fortgesetzt durch die Luft. Er glaubt, seinen Prozeß zu Unrecht verloren zu haben. Das müsse in die Zeitung. Ich suche ihm auseinanderzusetzen, daß das unmöglich ist und kein Mensch daran Interesse hat. Da komme ich aber schön an. „Wozu ist denn die Zeitung da, wenn sie mich nicht unterstützen kann," brüllt er. „Ich werde mich an den Reichstag wenden, ihr seid ja alle bestochen." Schließlich läßt er sich aber doch beruhigen und nun will er nur noch die

Adresse eines „scharfen“ und „ausgekochten“ Rechtsanwalts wissen.

Da rasselt das Telephon. „Ach, können Sie mir vielleicht sagen,“ fragt eine Neugierige, „wie die Frau Oberbürgermeister Böß mit Vornamen heißt?“ Verdammt und zugeknöpft, was die Leute doch alles für Einfälle haben.

Jetzt betritt ein großer Herr den Raum. Kurz und gemessen antwortet er auf meine Frage: „Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich in die Kandidatenliste für die Reichspräsidentenwahl einzutragen.“ Allmächtiger! Darauf war ich nicht vorbereitet. „Die Kandidaten für die Wahl zum Reichspräsidenten werden von den einzelnen Parteien benannt; welcher Partei gehören Sie denn an? wenn ich fragen darf.“ „Na,“ sagt er so von oben herab: „Eigentlich gehöre ich ja keiner Partei an, ich bin politisch neutral, aber ich neige zur Richtung der Bodenreformer.“ „Und haben Sie denn schon mit irgendwelchen politischen Persönlichkeiten Fühlung genommen?“ fragte ich. „Jawohl, ich habe bereits mit dem Herrn Postdirektor und dem Herrn Amtsgerichtspräsidenten von Frankfurt Rücksprache genommen.“ „Von Frankfurt am Main?“ „Nein, von Frankfurt an der Oder.“ Armer Kandidat, jetzt wußte ich Bescheid. Den Mann wurde ich nicht los, trotzdem ich mir die größte Mühe gab. Von Beruf sei er Lehrer, 39 Jahre alt, ledig, evangelisch. Schließlich ließ ich auf einem großen weißen Bogen ein Formular anfertigen und nun trug er sich als Kandidat ein. Nachdem ich ihm noch hatte versichern müssen, daß er als Erster auf der Liste stehe, verabschiedete er sich unter wiederholten Verbeugungen.

Kommt da ganz atemlos eine ältere Frau herein. Ohne meine Frage abzuwarten, schreit sie los: „Watt habt Ihr denn da bloß für ein dämliches Ding da draußen an die Treppe?“ „Was für ein Ding denn,“ frage ich. „Na, den dämlichen Fahrstuhl. Denken Sie vielleicht, da stell ick mir rin, Mensch.“ Sie meinte unseren Paternoster. „Na, was bringen Sie denn,“ redete ich ihr gut zu. „Watt ick bringe? janischt bringe ick, vastehn se. Ick will von Ihnen wissen, wie mein ehrlicher Name in die Zeitung kommt und wer dett geschrieben hat.“ Dabei zeigt sie auf eine rot angestrichene Stelle unserer Zeitung. Bei der Glossierung einer Gerichtsverhandlung war wahrscheinlich der Name ausgeschrieben worden und die Frau war der Meinung, daß sie damit gemeint sei. Mein Hinweis, daß Berlin über vier Millionen Einwohner habe und daß ihr Name sicherlich mehrere dutzendmal vorkäme, nutzte nichts. „Klar, Mensch, dett bin ick,“ rief sie mir barsch zu. „Dett paßt alles uff mir.“ Sie redete sich förmlich in Wut. Erst als sie sich aus dem Adreßbuch über die vielen gleichlautenden Namen überzeugt hatte, beruhigte sie sich. „Aber die Person, die mir in die Zeitung bringt, belange ick!“ schrie sie noch im Hinausgehen.

Eine Frau beschwert sich telephonisch, daß bei einem Brande in Weißensee die Feuerwehr so spät gekommen sei. Die freiwillige Feuerwehr von Heimersdorf sei viel eher dagewesen.

In einer Nummer unserer Zeitung schrieben wir einmal, daß ein 65jähriger Greis als Betrüger festgenommen wurde. Das ließ einem Leser keine Ruhe. Er kommt auf die Redaktion. Er sei bereits 67 Jahre alt, turne und boxe noch, er wolle sich sogar noch einmal verheiraten, fühle sich noch sehr jung und rüstig und er sei durchaus kein Greis.

Beim Abenddienst hat man immer das Vergnügen, die neugierigen Fragen der streitsüchtigen Kegel- und Stammtischbrüder zu befriedigen. Wozu haben wir denn ein Telephon, wozu ist denn die Zeitung da?

„Sagen Sie mal, wir streiten uns hier herum. Ist die Entfernung Berlin—Moskau oder Berlin—Rom weiter?“ Aus dem Kursbuch ist bald festgestellt, daß Rom 1708, Moskau aber 1854 Kilometer von Berlin entfernt ist und die Fragesteller sind zufrieden. „Wann war das große Hochbahnunglück am Gleisdreieck?“ wird nach einer Weile gefragt. Am 26. September 1908, stellt das Archiv fest. „Na, siehste Emil,“ hört man am anderen Ende des Telephons. Und Emil, der wahrscheinlich seine Wette verloren hat, kommt auch noch ans Telephon und läßt sich das Datum bestätigen. Wann war die Geschichte mit dem Hauptmann von Köpenick? Eine Frage, die sich wohl schon hundertmal wiederholt hat. Wieder andere wollen wissen, ob Hilferding verheiratet ist, ob es einen Verband der Tanzmeister gibt, wie tief das Tote Meer ist, ob im Nil noch Krokodile leben, warum die Frauen in Afghanistan wieder verschleiert gehen, wann die erste elektrische Straßenbahn fuhr, wie alt Marconi ist, wie hoch sich die Pension Ludendorffs beläuft und ob es wahr ist, daß der Papst ein goldenes Telephon hat. Alles telephonisch Jawohl, gleich zum Warten. Und dann geht es weiter. Man hört Klavierspiel, die Leute wollen wissen, welches der kälteste Tag in diesem Winter in Königsberg und in Allenstein war. „Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, schreiben Sie an das dortige Wetterbüro,“ antworte ich. Himmeldonnerwetter, haben die Leute Sorgen und mit einem Bums fliegt der Hörer auf die Gabel.

Daß in manchen Geschäften gemogelt wird, dürfte nicht unbekannt sein. Aber oft machen die Angestellten jahrelang mit, um dann nach ihrem Abgang dem Chef eins auszuwischen. Ein Butterverkäufer erzählt folgendes: Auf Anweisung des Chefs hätten die Verkäuferinnen immer minderes Gewicht geben müssen. Eine Verkäuferin sei auch schon deswegen bestraft worden. Jetzt sei sie Buchhalterin und die rechte Hand des Chefs und bei ihm gut angeschrieben. „Na, Sie wissen ja, was ich meine.“ Dafür schikaniere sie jetzt das ganze Personal. Er war entlassen und hatte daher den Wunsch, die Sache zu veröffentlichen.

Ein frisches Mädchen, das sich als Verkäuferin eines Räucherwarengeschäfts vorstellt, verlangt den Chefredakteur zu sprechen. In welcher Angelegenheit sie komme, könne sie mir nicht sagen, es wäre rein persönlich. Kennen wir. Der Chef sei im Reichstag. „Na, dann möchte ich seinen Vertreter.“ „Der bin ich,“ sage ich, ohne dabei rot zu werden. Und nun erzählt sie eine unglaubliche Geschichte. „Sie wissen ja gar nicht, wie es in einem Räucherwarengeschäft zugeht. Die Fische sehen im Schaufenster immer so frisch und goldig aus. Das ist alles Schwindel. Bei uns wurden die Fische jeden Morgen in der Küche mit einer Schuhauftragsbürste, die in Oel getunkt wurde, bestrichen und daher sahen sie immer so frisch aus. Solche Schweinerei. Vier Jahre war ich da angestellt. Mit meinem Chef habe ich mich jetzt aber überworfen. Ich habe mich mit ihm immer gut getragen. Aber dem werde ich das schon anstreichen, das muß in die Oeffentlichkeit,“ redete sie sich in Wut. Ganz naiv frage ich, wer denn die Fische immer mit Oel bestrichen hat. „Na das mußte ich immer besorgen,“ betonte sie. „Und das haben Sie vier Jahre lang gemacht?“ „Jawohl.“ „Und hätten es wohl ohne Bedenken noch weiter so gemacht, wenn Sie sich nicht überworfen hätten,“ wollte ich schon sagen, biß mir aber noch rechtzeitig auf die Zunge. „Das ist ja unerhört,“ heuchelte ich. Das müsse aber erst die Polizei untersuchen. Sie bestand aber darauf, daß es unbedingt in die Oeffentlichkeit müsse, was hiermit geschieht. —

Woran starb Plinius der Aeltere?

Bei Beobachtung des Vesuvausbruches im Jahre 79 n. Chr., als Pompeji, Herkulanum und Stabiä untergingen, kam der römische Feldherr, Geschichtsschreiber und Naturforscher Cajus Plinius um. Man nimmt gewöhnlich an, daß sein Tod durch fallende vulkanische Auswürflinge verursacht worden sei; es wurde auch schon die Ansicht ausgesprochen, daß Plinius der schon ein älterer Mann war, einem Schlaganfall erlegen sei. Ueber die Umstände des Todes unterrichtet uns aber ein Brief des Neffen des Toten, des jüngeren Plinius, an Tacitus. Der ältere Plinius hatte ganz in der Nähe der Küste am Boden gelagert, und schließlich mußte auch er sich zur Flucht entschließen. „Durch zwei Diener unterstützt, erhob er sich, sank aber sogleich tot nieder, indem ihm, wie ich vermute, durch den dicken Dampf der Atem benommen und die Luftröhre, die bei ihm von Natur schwach, enge und entzündet waren, geschlossen wurde. Als es wieder Tag geworden war (und dies geschah erst am dritten Tage danach), fand man ihn unverletzt und noch in seinen Kleidern; sein Aussehen glich mehr dem eines Schlafenden als eines Toten“. Nun weist E. Starkenstein auf die medizinische Bedeutung des letzten Satzes hin. Danach ist es ausgeschlossen, daß der ältere Plinius durch fallendes Gestein getötet worden, erstickt oder einem Schlaganfall erlegen sei. Dieses „Aussehen eines Schlafenden“ kennen wir nur von Toten, die den Folgen einer Kohlenoxydvergiftung erlegen sind. Wie dem jüngeren Plinius fällt dieses Antlitz des Schlafenden auch heute selbst Laien auf, die zum ersten Male einen an Kohlenoxydvergiftung Verstorbenen sehen. Daß in den vulkanischen Gasen Kohlenoxyd in größeren oder kleineren Mengen vorkommt, ist wiederholt festgestellt worden.



Radioaktive Milch

Erfindung eines ostpreußischen Landwirts — Gegen Gicht und Ischias.

Königsberg. Eine sensationelle Erfindung, die in der Wissenschaft erhebliches Aufsehen erregen wird, ist dem ostpreußischen Rittergutsbesitzer Gustav A. Janzon auf Ottilienhof gelungen, nämlich ein Verfahren, das die Milch radioaktiv macht. Anläßlich eines Aufenthalts bei dem Radiumbad Oberschlema nahm Janzon an einem Kongreß der Radiumwissenschaftler teil, bei dem er von den Schwierigkeiten, Radium an einen bestimmten Stoff zu binden, erfuhr. Das brachte ihn auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, die Milch für diese Versuche in Anwendung zu bringen. Es wurde die notwendige Apparatur beschafft, viele Experimente wurden gewagt, bis endlich eines davon gelang.

Inzwischen hatte Janzon seinen Freund, den Berliner Mediziner Prof. Dr. Gudzent, ins Vertrauen gezogen, der die Versuche überprüfte und billigte. Es gelang, Milch mit 25 000 Mache-Einheiten zu beladen, eine Zahl, die sich bis zu 320 000 Mache-Einheiten steigern ließ. Viertelliter-Flaschen der präparierten Milch wurden zur Untersuchung in die Physikalische Reichsanstalt in Berlin geschickt. Es stellte sich hier heraus, daß durch das Schütteln die 320 000 Mache-Einheiten sich noch vermehrt hatten, also eine noch bessere Verbindung mit den Fettkörpern der Milch stattgefunden hatte.

Im Hygienischen Institut der Universität Königsberg werden jetzt die Versuche fortgesetzt, unter Zuhilfenahme des Gerichtschemikers Dr. Zahn und des Regierungsmedizinalrats Dr. Falk. In einem Vortrag über die Heilwirkung des Radiums setzte dieser auseinander, daß die neue Bindung an Milch zu der Hoffnung berechtige, daß durch eine Beeinflussung des gesamten Stoffwechsels des menschlichen Körpers durch die radium-emanationshaltige Milch wesentliche Heilwirkungen erzielt werden können und zwar bei Gicht und bei Ischias. In der neuesten Zeit hat sich auch herausgestellt, daß bei gewissen Alterskrankheiten, besonders bei Aderverkalkung eine gute Wirkung der Radium-Emanation auf den Körper stattfindet. Die neue Erfindung Janzons soll jetzt in den Königsberger Kliniken und Krankenhäusern weiter ausprobiert werden.

Die Reichsdeutschen im polnischen Fremdenverkehr

Nach Ausführungen des Vortragschefs für Fremdenverkehr im polnischen Ministerium für öffentliche Arbeiten standen im polnischen Reiseverkehr des Jahres 1929 die Reichsdeutschen weitaus voran. Es war das Jahr der Posener Ausstellung, die allerdings besonders viele Fremde angelockt hat. Die Bilanz des Jahres 1930 wird jedenfalls weit weniger günstig für Polen sein. Da es keine offizielle Statistik des Fremdenverkehrs gibt, muß die Statistik der Visenerteilung aushelfen. Polen hat ja bislang noch mit keinem Staate ein Abkommen, das die Notwendigkeit der Visen für den Reiseverkehr endlich beseitigte. Es sind 1929 insgesamt 198 000 Visen nach Polen ausgestellt worden, wobei die Familienvisen als je ein Visum gerechnet sind, so daß die Zahl der auf diesen Visen reisenden Fremden tatsächlich größer sein wird. Schätzungsweise floß allein der polnischen Staatsbahn aus diesen Reihen ein Betrag von 19 Millionen Zloty zu, wenn man lediglich dritter Klasse Fahrten rechnen wollte. Rechnet man für jeden Reisenden 10 Tage Anwesenheit in Polen und 30 Zloty Tagesausgaben, so erbrachte der Fremdenverkehr Polen 90 Millionen Zloty Einnahmen. An erster Stelle steht Deutschland mit 127 313 Visen (64 Prozent!) — worunter sich sicherlich ein geringer Hundertsatz Polen deutscher Staatsangehörigkeit befinden wird —, darnach kommt die Tschechoslowakei mit 17 404 (9 Prozent); es folgt mit 6 Prozent und 12 449 Visen Oesterreich.

Höhenrekord in Berlin: 138 Meter

Berlin. Berlin ist trotz seiner Größe — das gesamte Stadtgebiet umfaßt 88,348 Hektar — im Verhältnis zu anderen Weltstädten arm an hochragenden Gebäuden. Die Baupolizei und das Hochbauamt achten streng darauf, daß das Stadtbild durch sogenannte Wolkenkratzer nicht beeinträchtigt wird; nur in Ausnahmefällen wird die Erlaubnis zum Bau von Hochhäusern erteilt. Immerhin gibt es in Berlin doch über ein Dutzend Gebäude, die über 50 Meter hoch sind, davon gehen fünf Bauten sogar über die Höhe von 100 Meter hinaus.

Berlins höchstes Bauwerk ist der Funkturm am Kaiserdamm mit 138 Meter. An zweiter Stelle steht der Dom am Lustgarten, dessen Spitze bei 114 Meter endet. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im Westen bleibt hinter dem Dom nur um 1 Meter zurück. Es folgt die St.-Georgen-Kirche am Georgenkirchplatz mit 104 Meter. Von den städtischen Gebäuden ist nicht etwa das Rathaus in der Königsstraße, sondern das Stadthaus an der Klosterstraße mit 101 Meter das höchste. Das Rote Haus mißt bis zur Turmbrüstung nur 74 Meter, mit der Flaggenstange allerdings 97 Meter.

Zu mächtiger Höhe strebt auch der Turm der St.-Petri-Kirche im Südwesten Berlins mit 96,3 Meter auf. In ziemlich weitem Abstand folgt dann das Reichstagsgebäude mit 75 Meter Höhe. Genau die gleiche Höhe haben der Deutsche Dom, der Französische Dom und das Schloß mit 70,6 Meter. Die beiden Schornsteine des Kraftwerks Klingenberg sind nur um 60 Zentimeter niedriger. Das Warenhaus in Neukölln ist 65 Meter hoch und schlägt damit sogar die Siegessäule, deren Plattform 46,1 Meter Höhe erreicht. Allerdings geht die Spitze des Feldzeichens auf der Säule bis 61,5 Meter. Schließlich sei noch der gewaltige Getreidespeicher am Westhafen erwähnt, der 52,5 Meter hoch ist.

Alle Männer krochen zu Kreuz

Die Dame mit dem „Zentralblick".

Der Dolmetscher stürzte ins österreichische Konsulatsbüro von Monastir, wo ich als letzter Hilfsschreiber an meinem Federhalter kaute: „Eine Italienerin ist draußen, eine Frau mit merkwürdigen Augen, die einen ganz verwirren."

„Dummkopf!" sagte ich. „Führe sie herein!"

Bald saß eine Frau mit einem Mona-Lisa-Lächeln neben meinem Schreibtisch. — „Was wünschen Sie?" fragte ich in viel zu höflichem Italienisch, denn sie wollte nur eine Unterstützung haben. Immer noch mysteriös lächelnd wies sie ein Arbeitsbuch aus Fiume vor. „Damit wollen Sie sich als Oesterreicherin legitimieren?" fuhr ich fort — und stockte. Die Augen der Frau, die den Blick nicht von mir wandte, hatten meine Gedanken total durcheinander gebracht. Mir war, als jähe mir die Italienerin direkt ins Gehirn hinein.

„Herr Konsul," sagte ich im Zimmer nebenan, „bitte, sprechen Sie mit der Frau da draußen! Sie ist eine Hexe und verwirrt mich." — „Schafskopf", sagte er und ging zu der Frau. „Was wollen Sie?" schnaubte er. Aber bald war er ganz zahm und bat die Frau, sich zum italienischen Konsul zu bemühen.

„Um Gottes willen, verschonen Sie mich mit dieser Person!" telephonierte nach einer halben Stunde der italienische Konsul, „Sie ist keine Italienerin, sie ist eine Hexe."

„Kommen Sie mit ins Zivilamt!" sagte ich zur zurückkehrenden Mona Lisa und führte sie ins Gebäude nebenan, wo man ebenfalls Unterstützungen bekam. Vom Konsul hörte ich später, daß sie auch dort alle ausgerissen waren; einer nach dem andern war ganz verwirrt geworden und hatte sich davon gemacht, bis zum obersten Beamten. Der gab ihr, um sie nur los zu werden, eine Unterstützung aus der Kasse „für überschwemmte Mazedonier". Bald darauf hörte ich, die Mona Lisa sei beim Kaimakam, dem türkischen Bezirkshauptmann des benachbarten Florian, gewesen und habe auch diesen Mann vollständig betört. Er gab ihr das Geld.

Offenbar trieb die Frau Mißbrauch mit ihren hypnotischen Eigenschaften. Als wir eines Tages über die Mona Lisa sprachen, sagte der amerikanische Konsul: „Die Sache ist sehr einfach. Die Frau hat den Zentralblick. Den kann jeder erlernen, und bei uns in Amerika wird er häufig praktiziert. Man richtet den Blick unverwandt auf die Nasenwurzel eines Menschen zwischen den Augen, und der auf diese Weise Angesehene gerät in Verwirrung und glaubt, man sehe ganz durch ihn hindurch."

Der Zentralblick war einige Zeit vor dem Kriege ein beliebter weiblicher Trick. In diesen unruhigen Tagen hat man ihn vergessen. Das ist vielleicht vom Standpunkte gewisser Frauen aus schade. Denn die Mona Lisa hatte es bereits zu einigen Palais in Konstantinopel gebracht, als die dortige Regierung sie hängen ließen ...

Heinrich Hemmer.